

KATHARINA FUCHS

Zwei Handvoll Leben



ROMAN

DROEMER 

Katharina Fuchs

**Zwei
Handvoll
Leben**

Roman

Über dieses Buch

Deutschland 1914: Die 15-jährige Anna beginnt im Spreewald ihre Schneiderlehre. Zur selben Zeit wird die Gutsherrentochter Charlotte von ihrer Tante und deren jüdischem Ehemann in die Leipziger Ballsaison eingeführt. Ohne es zu ahnen, begegnen beide der Liebe ihres Lebens und treffen Entscheidungen, die sie bereuen werden. Doch zwei Weltkriege schreiben ihr eigenes Drehbuch und reißen ihre Familien immer wieder auseinander. Begegnen werden sich Anna und Charlotte erst 1953 in Berlin, zusammengeführt durch die Ehe ihrer Kinder - und verbunden durch denselben Schmerz, den sie erst einander wirklich offenbaren können.

Inhaltsübersicht

Vorwort

Erstes Buch

Anna

Charlotte

Zweites Buch

Anna

Charlotte

Anna und Charlotte

Leseprobe »Unser kostbares Leben«

Vorwort

Dies ist die Geschichte meiner Großmütter, die beide in der dritten Oktoberwoche des Jahres 1899 geboren wurden. Die Mutter meiner Mutter, Anna Tannenberg, in einem kleinen Ort im Spreewald, und die Mutter meines Vaters, Charlotte Feltin, auf einem Hofgut in Sachsen. Rund fünfundvierzig Jahre später sollte Deutschland in Trümmern liegen. Doch davon ahnten meine beiden Großmütter nichts, als sie heranwuchsen, zur Schule gingen, Berufe erlernten, sich verliebten, Familien gründeten. Sie folgten falschen Vorbildern, verloren alles, bauten es wieder auf und hatten Hoffnungen, Sehnsüchte, wie wir alle sie haben. Und als sie sich im Nachkriegsberlin trafen, verband sie nicht nur die Ehe ihrer Kinder, Gisela und Felix, die Wohnungsnot und Annas Hilfsbereitschaft, sondern das verblüffende gegenseitige Geständnis einer unerfüllten Liebe.

Erstes Buch



Anna

Das Eis war an dieser Stelle besonders glatt, und Anna konnte hier schneller fahren als auf den anderen Kanälen der Spree. Sie nahm Anlauf, um die maximale Geschwindigkeit zu erreichen, stellte dann einen Fuß vor den anderen und genoss das Gefühl, einfach nur bewegungslos dahinzugleiten. Die klitzekleinen Unebenheiten in der Eisfläche ließen ihre Beine kaum merklich vibrieren. Kurz bevor sie zum Stehen kam, fuhr sie einen Halbkreis, holte neuen Schwung und fuhr die gleiche Strecke zurück, wieder und wieder. Sie legte den Kopf nach hinten. Es hatte angefangen zu schneien, und die Flocken flogen Anna in die Augen, manche blieben in ihren Wimpern hängen. Einige ließ sie sich auf der Zunge zergehen und spürte ihrem Geschmack nach.

Durch den bedeckten grauen Himmel gelangte kaum Helligkeit, aber es musste längst Frühstückszeit sein. Der Gedanke an Rückkehr drang langsam in Annas Bewusstsein. Am liebsten hätte sie ihn beiseitegeschoben und wäre einfach weitergefahren. Es war der Morgen des 24. Dezember 1913, und Wilhelm hatte ausgerechnet an diesem Tag Geburtstag. Zu der morgendlichen Bescherung wurden alle sechs Kinder vollzählig erwartet. Noch in der Dunkelheit war Anna aufgebrochen, um wenigstens eine

Stunde zum Eislaufen zu kommen, bevor sie den Rest des Tages im Haus würde helfen müssen.

Sie machte sich auf den Nachhauseweg über die Kanäle, die sich wie ein engmaschiges Netz durch den gesamten Spreewald zogen. An einer schmalen Stelle ragte ein im Eis festgefrorener Ast hervor. Durch die dünne Neuschneedecke bemerkte Anna ihn zu spät. Sie stolperte, konnte sich zwar noch mit den Händen abfangen, aber beim Aufstehen erklang plötzlich ein Geräusch von reißen dem Stoff, und der Schreck ließ sie zusammenzucken. Mit fahrigten Bewegungen suchte sie nach dem Riss in ihrem langen Rock, um das Ausmaß des Schadens abschätzen zu können. Er reichte vom Saum bis zur Mitte der Wade und war nicht etwa an der Naht, sondern mitten im Stoff. Das sah übel aus, und es wurde ihr trotz der Kälte plötzlich heiß bei dem Gedanken an ihre Mutter. Es half aber nichts, sie musste weiter, und vielleicht würde sich die Gelegenheit ergeben, den Rock unauffällig von ihrer älteren Schwester Emma nähen zu lassen, bevor die Mutter den Riss bemerkte. Emma war schon im dritten Jahr ihrer Schneiderlehre. Wenn sie Glück hatte, könnte Anna durch ihre Geschicklichkeit einer Strafe entgehen.

Sie lief weiter. Da vorne war schon die letzte Brücke in Sicht. Am Ufer stützte sie sich mit einer Hand auf einen Baumstamm und schnallte sich keuchend die Eiskufen von ihren Stiefeln. Nun nur noch die Böschung hinauf und über

die kleine Holzbrücke, an deren Geländer große Eiszapfen hingen. Anna hatte keine Zeit mehr, sonst hätte sie sich den schönsten abgebrochen und gelutscht. Als sie um die Ecke bog, vorbei an den drei großen Trauerweiden, sah sie bereits die Anhöhe, die Hasen- und Gänseställe. Dahinter das winzige Haus, ihr Elternhaus mit dem unregelmäßigen Schieferdach, jetzt von Schnee bedeckt, unter dem sich die zwei Schlafkammern befanden.

In der offenen Haustür stand ihr Vater und hielt bereits nach ihr Ausschau. Er hatte seine Taschenuhr in der Hand, auf die er so stolz war, und schüttelte langsam den Kopf. Das volle dunkle Haar war an den Schläfen schon früh grau geworden. Auffällig seine fast schwarzen, dichten Augenbrauen und die etwas zu große Nase. Philipp Tannenbergs wollte sich gerade wieder umdrehen, als er Anna um die Ecke biegen sah.

»Anna, wo hast du so lange gesteckt? Alle warten auf dich! Musst du eigentlich immer die Letzte sein?«

Er legte ihr den Arm um die Schultern und zog sie in das Haus. Im Flur war bereits die gesamte Familie versammelt. Nur die Mutter fehlte.

Annas Keuchen war in der Stille deutlich zu hören. Sie stellte sich neben ihren Brüdern auf, und sofort traf sie ein Faustschlag in die Rippen. Er war so fest, dass ihr die Luft wegblieb und sie sich vor Schmerzen zusammenkrümmte.

Unterdrücktes Lachen.

Ihre kleine Schwester Dora presste sich an sie. Sie liebte und bewunderte Anna, und es machte ihr Angst, wenn ihr Bruder Otto immer auf sie losging. Ihr Vater wollte etwas sagen, doch da ging die Tür zur Küche auf, und ihre Mutter erschien, legte den Finger auf die Lippen und fing an zu singen: »Viel Glück und viel Segen auf all deinen Wegen ...«

Der Vater fiel mit seiner tiefen Bassstimme ein. Der Rest der Familie sang jetzt auch. Heimlich boxte Otto Anna noch mehrmals kräftig gegen den Oberarm, aber sie krallte ihm diesmal ihre Fingernägel tief in die Haut.

Wilhelm konnte seine Enttäuschung nur schwer verbergen, als er sein einziges Geschenk bekam: Es war eine Lederschürze, die er bei seiner Arbeit als Schlosser tragen würde. Und natürlich nicht die Trompete, die er sich so sehnlich gewünscht hatte. Aber ein Musikinstrument war für ihre Eltern unerschwinglich.

Die anderen Geschwister waren immer noch ungeduldig, denn sie warteten auf den Kuchen.

»Bekomme ich das erste Stück?«, bettelte die kleine Dora und kaute schon ungeduldig auf dem Ende von einem ihrer brünetten Zöpfe.

»Zuerst das Geburtstagskind. Aber heute gibt's für jeden ein Stück.«

Ihre Großmutter hatte die ganze Zeit in ihrem schwarzen Kleid zusammengesunken auf der Bank an dem Kachelofen gesessen. Jetzt stand sie mit sichtbarer Mühe auf. Sie stützte sich mit einer Hand den Rücken ab und stöhnte

vernehmlich, wobei sie, wie alle wussten, immer ein Stück Theatralik in ihre Gesten legte. Dann griff sie sich ein großes Messer aus der Schublade und begann, den Kuchen in gleich große Stücke zu schneiden. Die Hände der Kinder langten blitzschnell nach den abbröckelnden Stücken Zuckerguss. So schnell, dass die Hand der Großmutter sie nicht rechtzeitig erwischte, als sie, mehr spaßeshalber, nach ihnen schlug. Dann tippte sie sich mit dem Finger an ihre faltige, pergamentartige Wange. Sie wussten, was das hieß: Jedes Kind sollte ihr zuerst einen Kuss darauf geben, bevor es ein Stück des Kuchens erhielt, der sofort gierig aus der Hand gegessen wurde.

»Nun ist aber Schluss!«

Ihre Mutter klatschte in die Hände.

»Heute ist Weihnachten, und es gibt noch viel zu tun. Max, du kannst das Holz hacken. Und geh dazu am besten in den Schuppen, sonst ist es nachher zu feucht, bei dem Schnee, der gerade wieder herunterkommt. Wilhelm und Otto dürfen mit Vater im Wald den Christbaum holen.«

Und zu den drei Mädchen gewandt sagte sie: »Euch brauch ich in der Küche.«

Sie sah Anna in die Augen und hob den Zeigefinger: »Und mit dir habe ich später noch ein Hühnchen zu rupfen.«

Anna erwiderte zunächst den strengen Blick ihrer Mutter und senkte dann den Kopf, um vorsichtig nach hinten zu schielen. Hatte sie den Riss in ihrem Rock schon

bemerkt, oder war sie nur über ihre Verspätung so verärgert? An Heiligabend würde es doch keine der ganz strengen Strafen geben?

Bei ihrer Mutter konnte sie sich da allerdings nicht sicher sein, und sie begann sich rasch mögliche Ausreden auszudenken. Was hätte sie unterwegs aufhalten können? Der Schäferhund des Schusters hätte sie verfolgen können, das war ihr schon mal passiert, als er sich von der Kette losgerissen hatte. Damit wäre der Riss im Kleid auch erklärt. In den meisten Fällen war Anna in dieser Beziehung sehr erfindungsreich. Nur nützte ihr das nicht viel, da ihre Mutter allem unerbittlich genau auf den Grund ging. Anna wusste das, und sie wusste auch, dass sich ihre Mutter über eine Ausrede weit mehr ärgerte – mit den entsprechenden schmerzhaften Konsequenzen – als über jegliche Verfehlung, die damit vertuscht werden sollte. Trotzdem konnte Anna der Verlockung selten widerstehen, es immer wieder mit überraschend unglaublichen Entschuldigungen zu versuchen.

»Wann gibt es die Gänsekleinsuppe?«, fragten jetzt die Jungen.

»Geht ihr erst einmal euren Arbeiten nach, ihr habt ja gerade Kuchen bekommen«, lautete die Antwort.

Sie rannten aus der Küche. Wilhelm griff sich noch das letzte Stück und würdigte sein Geschenk keines Blickes mehr. Er setzte all seine Hoffnungen auf den Heiligen Abend. Mit dem Vater den Christbaum zu schlagen stand

an, und das war sein Privileg. Zumindest den einen Vorteil hatte es, an Weihnachten Geburtstag zu haben.

Anna holte sich eine weiße Schürze vom Haken an der Küchentür. Endlich reichte sie an ihn heran, ohne hochspringen zu müssen. Sie war vierzehn Jahre alt, drei Jahre jünger als ihr ältester Bruder Wilhelm, der heute seinen Geburtstag hatte. Im letzten Jahr war sie so gewachsen, dass ihr plötzlich kein Kleid mehr passte und sie fast alle gleichaltrigen Kinder und auch ihren besten Freund Erich überragte.

Die Großmutter hatte den Küchentisch leer geräumt, und Mutter stellte einen Korb mit Kartoffeln auf den Tisch.

»Hier, Anna, schäl sie aber schön dünn, hörst du? Und die Augen sorgfältig ausstechen. Und Dorle kann dann schon mit dem Reiben anfangen.«

Mutter nahm ein großes Messer aus der Schublade.

»So, Emma, komm mit, jetzt geht's ans Schlachten.«

Ohne ein Wort folgte Emma ihrer Mutter, die mit einer Emaille-Schüssel und dem Messer aus der Küche ging. Anna und Dora konnten nachfühlen, was in ihr vorging: Gänse zu schlachten, war für sie alle drei immer die widerwärtigste Arbeit. Beide machten sich an ihre Aufgaben, aber dann hörten sie von draußen das laute Gezeter der Gänse und pressten sich die Hände auf die Ohren.

Kurz darauf kamen die Mutter und Emma mit zwei toten Tieren in der Schüssel zurück. Wortlos nahm die

Großmutter einen Kessel mit kochendem Wasser vom Herd und übergoss die Gänse damit. Dann setzte sie sich wieder auf ihren Platz am Ofen und begann eine der Gänse zu rupfen.

»Oh Mutti, bleibt dieses Jahr auch eine Gans für uns übrig?«

Anna lief bereits das Wasser im Mund zusammen, wenn sie an die knusprige Haut dachte. Der Ekel vor dem Schlachten war schnell wieder verflogen. Sobald das Tier tot war, sah Anna es nur noch als etwas Essbares – und in diesem Fall sehr Wohlschmeckendes an. Das Zwiespältige an dieser Haltung ahnte sie zwar, aber sie hätte nie freiwillig beim Schlachten geholfen. Ihre Mutter nahm darauf Rücksicht, da sie sie im Moment noch mehr der Welt der Kinder zurechnete als der der Erwachsenen.

Schon seit Tagen zog nun der Bratenduft durch das ganze Haus.

Aber die Mutter zerstörte ihre Hoffnungen.

»Ach, Anna, du weißt doch! Die Gänse sind alle bestellt. Diese hier ist für den Pfarrer. Wir behalten nur die Innereien und die Flügel. Das gibt zusammen mit den Klößen und dem eingelegten Rotkohl aber auch ein gutes Essen. Und Anna«, fuhr sie fort, »in Zukunft kommst du pünktlich nach Hause. Du weißt, dass wieder alle auf dich warten mussten. Wenn das noch einmal vorkommt, bekommst du Stubenarrest. Hast du das verstanden?«

Anna war erleichtert. Trotzdem öffnete sie den Mund, um ihre zwischenzeitlich vorbereitete Ausrede loszuwerden, aber ihre Mutter gab ihr hierzu erst gar keine Gelegenheit: »Geh fort, Anna, heute habe ich wirklich überhaupt keine Zeit für deine Geschichten. Mach jetzt deine Arbeit und bessere dich!«

In diesem Moment hörten sie Annas Vater, laut singend, aus dem Wald zurückkommen. Anna und Dora warfen Messer und Reibe auf den Tisch, stürzten zum Küchenfenster und rissen es auf: »Vati, Vati, das ist aber wirklich der schönste Christbaum, den wir je hatten. Dürfen wir beim Baumputzen mithelfen?«

»Anna, machst du wohl das Fenster zu, ich hol mir ja den Tod!«, krächzte ihre Großmutter und bekam einen ihrer ausgiebigen Hustenanfälle. Anna schloss das Fenster mit einem Krachen und rannte in den Flur, um ihren Vater zu begrüßen.

Um fünf Uhr am Nachmittag brach die Familie zur Christvesper in die Vetschauer Kirche auf. Nur Emma und Wilhelm hatten sich schon früher auf den Weg gemacht, um sich für das Krippenspiel umzuziehen, bei dem sie dieses Jahr mitspielten. Das Schneetreiben hatte aufgehört, und die Kinder freuten sich über den frischen Schnee, der allerdings so pulvrig war, dass sich daraus keine Schneebälle formen ließen. Man konnte ihn sogar deutlich riechen, fand Anna, soweit er nicht durch den Duft nach

Holzkohlefeuer überdeckt wurde. Sie genoss diese herrliche Mischung aus Ungeduld und Vorfreude und dem Gefühl, jeden Augenblick festhalten zu müssen. Sie wollte eigentlich sagen: Bitte jetzt hier anhalten, das möchte ich noch ein paar Minuten oder auch ein paar Stunden ganz und gar auskosten – aber eigentlich kann ich gar nicht mehr warten, und es soll jetzt ganz schnell weitergehen!

In der Kirche waren es diese Geräusche, als die Gesangbücher zugeschlagen wurden, das Rascheln vom Stoff der Mäntel, ein kleines Kind, das laut zu heulen begann und dann, von seiner Mutter beruhigt, plötzlich wieder verstummte, als diese kurze vollkommene Stille eintrat, bevor der Pfarrer die Weihnachtsgeschichte vortrug. Anna und Dora hielten sich an den Händen, während sie den vertrauten Worten lauschten.

Wenn ich doch die Zeit stillstehen lassen könnte!, dachte Anna.

Auch der Heimweg hatte seinen ganz besonderen Zauber. In manchen Fenstern sah man bereits brennende Christbaumkerzen und dazu die Silhouetten der Menschen wie Scherenschnittfiguren.

Und dann war es endlich so weit. Wieder versammelten sich alle Kinder mit dem Vater im Flur, der diesmal ganz dunkel war. Dora und Otto, die beiden Jüngsten, hatten zusammen ein Gedicht aufgesagt, indem jeder abwechselnd eine Zeile vortrug.

Danach wurden Weihnachtslieder gesungen, bis endlich die Tür zur Küche aufging. Der Weihnachtsbaum war mit Kugeln und Lametta behängt und von Kerzen erleuchtet, die schon das Jahr über gesammelt worden waren.

Darunter und daneben lagen die Geschenke: Doras alte Puppe hatte einen neuen Matrosenanzug, natürlich von Emma aus Stoffresten selbst genäht. Für die Jungen gab es eine Werkbank mit einigem Werkzeug, das der Vater nicht mehr brauchte oder eigens für sie hergestellt hatte.

Anna sah schon von Weitem, dass sie ein neues Kleid bekommen hatte, aus einem schönen, dunkelblauen Wollstoff, den sie allerdings irgendwo schon einmal gesehen hatte. Sie kam nur im Moment nicht darauf, wo. Es hatte einen kleinen weißen Kragen, den man abknöpfen konnte. Sie nahm es vorsichtig hoch und hielt es sich an. Der Stoff war ein bisschen kratzig, aber es würde ihr bestimmt gut stehen. Als sie sich umsah, bemerkte sie, dass ihre Mutter sie beobachtete. Sie sah müde aus, ihre Augen hatten keinen Glanz, aber ihre Haare waren noch genauso sattbraun und füllig wie ihre eigenen. Sie legte Anna die Hand auf die Schulter.

»Emma hat es für dich genäht. Dir passt ja nichts mehr, wirst jetzt erwachsen. Für den nächsten Herbst werde ich dir eine Lehrstelle suchen.«

Anna lächelte, aber in ihr Bewusstsein drang das schmerzliche Gefühl, dass jetzt der Höhepunkt des Glücks

erreicht war und in wenigen Sekunden überschritten sein würde.

Sie sah zu ihrem Bruder Wilhelm hinüber. Er bemühte sich, Freude vorzutäuschen. Natürlich hatte er die Trompete nicht bekommen. Die Eltern hätten das Geld dafür nun einmal nicht aufbringen können, und er musste sich mit den Werkzeugen, die für alle drei Jungs gemeinsam gedacht waren, begnügen. Doch er interessierte sich für Musik und hatte kein Handwerk lernen wollen wie die anderen.

Als sich alle gemeinsam zum Essen an den Küchentisch setzten, sprang der Funke auch auf Wilhelm über, und er ließ sich von der Stimmung der anderen anstecken. Die Gänseflügel und -innereien mit Rotkraut und Klößen waren das Beste, was sie seit Langem gegessen hatten, und es gab heute genug für alle. Anna sah von ihrem Teller auf, hörte auf zu kauen und betrachtete nacheinander ihre Geschwister und ihre Eltern. Sie waren arm, ihre Mutter war streng, und ihre Brüder ärgerten sie jeden Tag. Trotzdem liebte sie jedes einzelne Familienmitglied, am meisten natürlich ihren Vater und Dora. Doch auf einmal hatte sie das Gefühl, als habe ihr jemand einen Stahlring um die Brust geschnallt. Bei jedem Atemzug zog er sich enger zusammen. In diesem Augenblick wusste sie, dass es für sie kein unbeschwertes, gemeinsames Weihnachten mehr geben würde.

Charlotte

Auch auf dem Hofgut Feltin saß die Familie am Weihnachtsabend 1913 zusammen. ›Neunerlei‹ war das traditionelle sächsische Essen an Heiligabend. Ein Salat, der aus genau neun Zutaten hergestellt wurde: Kartoffeln, Sellerie, Zwiebeln und Hering gehörten immer dazu. Die vierzehnjährige Charlotte war davon wenig begeistert. Aber um ihren Vater nicht zu verärgern, überwand sie ihre Abneigung und ließ sie sich nicht anmerken.

Sie war mit ihren Geschenken dieses Jahr sehr zufrieden und hatte jeden Grund dazu. Auch sie hatte ein neues Kleid bekommen, dazu noch zwei Paar neue Stiefel, drei Bücher, Garne und einen Stickrahmen.

Der Tisch des Speisezimmers war mit einem Damasttisch Tuch bedeckt, das von Charlottes Großmutter in wochenlanger Arbeit mit feiner weihnachtlicher Lochstickerei verziert worden war. Darauf waren das Meissener Service mit dem grünen Hofdrachen und das Silberbesteck gedeckt. Charlotte hatten es besonders die Messerbänkchen in Tierform angetan, die aussahen, als würden sie im langgestreckten Galopp über den Tisch springen. In der Mitte des Tisches stand die blaue Pyramide mit Holzspanbäumchen, auf der sich geschnitzte

Holzengel mit Musikinstrumenten drehten. Der Weihnachtsbaum, eine Edeltanne, dicht und gleichmäßig gewachsen, kam aus dem eigenen Wald.

»Irgendetwas fehlt dieses Jahr im Neunerlei.«

Charlottes Vater verzog die Mundwinkel nach unten. Seine Frau sah alarmiert zu ihrer Mutter hinüber, die sofort aufhörte zu kauen und tief einatmete. Wenn dem Familienoberhaupt etwas nicht passte, stand meistens einer seiner berüchtigten Wutanfälle bevor.

»Was sollte da fehlen, Richard?«, fragte ihn seine Frau.

»Wir haben den Salat mit den gleichen neun Zutaten zubereitet wie zu jedem Heiligabend. Frag deine Mutter, sie hat ja mitgeholfen.«

»Frag deine Mutter, frag deine Mutter ... Ich brauch nicht meine Mutter zu fragen, um zu merken, dass hier etwas nicht stimmt. Das schmecke ich, und damit basta.«

Richard warf seine Serviette auf den Teller und sprang auf. Sein Gesicht nahm eine gefährliche Röte an.

»Drei Weibslente sind nicht in der Lage, zu Weihnachten ein Neunerlei zuzubereiten, wie es sich gehört. Da vergeht einem doch der Appetit.«

Alle wussten, dass es keinen Sinn hatte, ihn zu beschwichtigen. Jedes Wort, das jetzt fiel, würde ihn nur weiter provozieren, und was dann passieren konnte, war völlig unberechenbar.

Auch Charlotte war ihr Vater in diesem Augenblick unheimlich. Sie hatte den Hieb mit der Reitgerte, den sie

bei seinem letzten cholerischen Anfall abbekommen hatte, nicht vergessen. Um ein Haar hätte er sie mit aller Wucht im Gesicht getroffen, wenn sie sich nicht blitzschnell geduckt hätte. Doch sie hatte das Zischen, mit dem die Gerte ihre Haare gestreift hatte, jetzt noch im Ohr. Und das nur, weil sie vergessen hatte, abends die Laterne im Marstall zu löschen.

Aber in diesem Moment hatte sie den vermeintlich rettenden Einfall. »Könnten wir das Neunerlei nicht einfach auslassen und gleich den Schokoladenpudding bringen? Der schmeckt dir doch immer.«

Es folgte ein bedrohlicher Augenblick der Ruhe, während dem nur das Ticken der Standuhr zu hören war. Charlotte traute sich nicht, ihren Vater anzusehen. Alle hielten den Atem an, keiner sagte ein Wort. Richard starrte seine Tochter an, die Lippen leicht geöffnet. Aber für ihn waren ihre Worte tatsächlich ein Rettungsanker, der ihm aus der Hilflosigkeit, in die der auffallende Zorn ihn jedes Mal versetzte, heraushalf. Er ließ sich umstimmen, aber nicht ohne einen Satz zu äußern, der seine Frau verletzen sollte: »Ja, du hast recht, Lotte, den Fraß können die Schweine kriegen. Das Mädchen soll den Nachtisch bringen, vielleicht werden wir ja davon satt.«

Damit setzte er sich wieder an den Tisch und sah die anderen an, als wäre gar nichts vorgefallen.

Charlottes Mutter Lisbeth atmete tief durch, so erleichtert war sie. Sie stand auf und griff nach der

Kristallschüssel. Richard schien vergessen zu haben, dass Heiligabend der einzige Tag im Jahr war, an dem das Dienstpersonal freihat, um selbst Weihnachten zu feiern. Zuvor hatte Lisbeth jedem von ihnen, feierlich unter dem Baum, ein Geschenk überreicht, das sie mit großer Sorgfalt ausgewählt hatte. Sie ging in die Küche, um die Nachspeise zu holen. Mit einem Löffel probierte sie noch einmal den Salat und runzelte die Stirn. Ihr fiel beim besten Willen nicht ein, welche Zutat fehlen sollte, wenn überhaupt eine vergessen worden war. Aber das Klügste war gewiss, das Thema gar nicht mehr anzusprechen. So sehr sie unter den plötzlichen Wutanfällen ihres Mannes litt, sie hatte gelernt, damit umzugehen. Meistens vergaß er von einer Sekunde auf die andere den Grund seines Ärgers und kam auch selten noch einmal auf den Anlass zurück. Sie hatte zu Beginn ihrer Ehe stets lange darüber nachgedacht, was sie falsch machte. Aber ihre Schwiegermutter Wilhelmine hielt zu ihr und war eine Verbündete, wenn es darum ging, mit diesem schwierigen Charakterzug ihres Sohnes umzugehen.

»Lisbeth, am besten ist es, sich ruhig zu verhalten und zu warten, bis das Gewitter vorbeigezogen ist. Und dann ist das Ganze schnell wieder vergessen. Richard hat mit dieser Toberei angefangen, als er zwei Jahre alt war, und er hat nie mehr damit aufgehört. Du wirst ihn nicht ändern können.«

Die Familie saß wieder zusammen am Tisch und löffelte den Schokoladenpudding. Die Stimmung unter den Frauen war angespannt. Sie wussten, dass selbst ein nichtiger Anlass bei Richard einen neuen Wutanfall hervorrufen konnte. Charlotte hielt ihre Schale hoch und wollte sich noch einen Nachschlag geben lassen, als plötzlich die Tür geöffnet wurde. Lisbeth ließ vor Nervosität ihren Löffel fallen.

»Leutner, was gibt es denn?«, knurrte Richard.

Leutner war die gute Seele des Hofguts und hatte schon lange vor Charlottes Geburt in den Diensten der Feltins gestanden. Die Schultern voller Schnee, die Kappe in der Hand und so außer Atem, dass er kaum sprechen konnte, betrat er das Speisezimmer: »Herr Feltin, die Berta, sie will kalben. Ich wollt eben noch mal nach ihr sehen, und da hab ich sie schon im Hof schreien gehört. Der Schweizer ist schon bei ihr. Ich glaub, das ist so weit.«

»Ja zum Donnerwetter noch mal! Hätte die dumme Kuh nicht noch einen Tag warten können? Nicht mal am Heiligabend lassen einen die Viecher in Ruhe. Ich komm ja schon. Lotte, lass den Pudding stehen. Du wolltest doch dabei sein, wenn die Berta ihr erstes Kalb kriegt.«

Charlotte stellte ihre Schüssel wieder ab. Sie wusste, dass sich ihr Vater in Wirklichkeit auch auf die Geburt freute und ihm Weihnachten nicht allzu wichtig war. Die Geburt eines Kalbs war immer wieder etwas Besonderes.

»Wenn das Kalb noch vor Mitternacht kommt, wird es ein Christkind.«

Richard lachte auf.

»Ein Christkalb.«

»Was redet ihr denn da. Ihr Frevler!«, schimpfte Wilhelmine.

»Unsinn. Jetzt müssen wir erst mal sehen, ob das wirklich so schnell gehen wird. Vielleicht brauchen wir noch den Viehdoktor. Na, der wird sich freuen, an Heiligabend.«

Richard lief zur Tür hinaus, zog im Flur eilig Stiefel und Mantel an. Charlotte tat es ihm nach und rannte auf den Hof. Ihre Mutter rief hinter ihnen her: »Lotte, Richard, ihr könnt doch nicht in euren guten Kleidern eine Kuh entbinden!«

Keiner beachtete sie. Sie liefen über die schneebedeckten Pflastersteine des dunklen Hofes in Richtung Kuhstall und folgten Leutner, der ihnen mit seiner Karbidlampe den Weg leuchtete. Durch das dichte Schneetreiben konnten sie trotzdem kaum etwas sehen. Das laute, lang gezogene Schreien der Kuh war nicht zu überhören.

Mit glasigem Blick lief sie unruhig hin und her. Der Schweizer hatte sie von den anderen Kühen getrennt und in eine große Box gebracht, wo sie sich frei bewegen konnte. Richard näherte sich ihr langsam, sprach beruhigend auf sie ein und streichelte ihr dabei über das

nass geschwitzte Fell. Als er sie vor zwei Tagen untersucht hatte, war nichts Ungewöhnliches festzustellen, das Kalb lag richtig herum, der Muttermund war noch nicht geöffnet. Aber ihr lautes, unruhiges Muhen war ungewöhnlich. Berta hielt einen Moment lang still, und Richard nutzte die Gelegenheit, um sie abzutasten. Der Druck auf den Bauch war offenbar schmerzhaft für die Kuh, sie schob sich in die andere Ecke des Stalles.

»Versuch sie um den Hals zu packen, ich muss sie mir noch mal genauer ansehen!«, gab er dem Schweizer Anweisung.

»Papa, schau mal da.«

Charlotte war ganz heiser vor Aufregung. Sie stand hinter der niedrigen Tür der Box und zeigte auf Bertas Hinterteil. Doch Richard sah schon selbst, wie das Fruchtwasser mit Teilen der Fruchtblase herauslief. Und da war auch schon ein Bein zu sehen. Richard packte den einen Vorderlauf und tastete nach dem zweiten. Dann zog er vorsichtig und langsam. Da erschien auch schon der Kopf. Das Tier stand jetzt ganz ruhig.

»Gut, Berta, du hast es ja gleich geschafft. Bist doch ein braves Mädchen.«

Der Rest des kleinen Körpers glitt heraus, und Richard versuchte, ihn ein wenig abzufangen, damit er nicht so hart auf den Boden aufschlug. Charlotte stand jetzt neben ihm. Der Anblick des neugeborenen Kalbes, dessen Fell noch ganz nass und verklebt war, dazu der Geruch des Stalls,

des Strohs, vermischt mit dem von Blut und Fruchtwasser, war für sie etwas Vertrautes und Fremdes zugleich. Sie genoss diesen Augenblick und fühlte dabei mit den Händen ihre heißen, von Tränen nassen Wangen.

Das Fell war schwarz-weiß gescheckt, wie das der Mutter auch. Ein fast schwarzer Kopf mit weißer Blesse. Viele Geburten hatte Charlotte noch nicht miterlebt, da sie meistens nachts passierten. Die Tiere schienen immer auf die Ruhe und die Dunkelheit zu warten, und Charlotte durfte nie so lange aufbleiben. Ein einziges Mal hatte sie heimlich im Stall gewartet, war aber dort eingeschlafen und hatte gerade den entscheidenden Moment verpasst. Sie wunderte sich über ihren Vater, der jetzt so ruhig und ausgeglichen wirkte, und sie merkte, dass auch er von dem Ereignis berührt wurde, obwohl er sonst meistens rastlos und herrisch war.

»Hier, Lotte.«

Richard hielt ihr ein Taschentuch, auf dem die Buchstaben RF eingestickt waren, und ein Bündel Stroh hin.

»Du darfst sie trocken reiben, wenn du willst. Es ist übrigens ein Mädels.«

Natürlich wollte Charlotte. Sie wischte sich zuerst mit dem Taschentuch das Gesicht ab, griff sich das Stroh Bündel und fing an, das Kälbchen ganz behutsam abzurubbeln.

»Wie sollen wir sie denn nennen, hast du dir schon einen Namen ausgedacht?«

»Ja, es soll Lisa heißen.«

Das Kalb versuchte aufzustehen, während die Mutter es ableckte. Aber seine Beine knickten immer wieder ein. Erst nach mehreren Anläufen gelang es ihm, sich wackelig auf den Beinen zu halten. Es fing gleich an, nach dem Euter zu suchen, während Berta ganz ruhig dastand und wartete. Richard drehte das Kälbchen noch einmal um und lenkte seinen Kopf ein wenig in die richtige Richtung. Es suchte und leckte, zuckte wieder zurück und fand nun endlich, wonach es gesucht hatte. Zufrieden saugte es seine erste Milch.

Richard tätschelte die Kuh und lobte sie: »Gut hast du das gemacht, Berta. Hast uns wenigstens nicht mehr lange warten lassen, wo es schon unbedingt an Heiligabend sein musste.«

Und zu dem Schweizer gewandt: »Gib ihr noch mal extra Futter und frisches Wasser! Und jetzt gute Nacht und frohe Weihnachten.«

Er legte den Arm um Charlotte und zog sie mit sich aus dem Stall heraus.

Im Gutshaus war schon alles dunkel. Richard schaute auf seine goldene Taschenuhr. Schon halb eins.

»So, nun aber marsch ins Bett, Lotte. Morgen geht's wieder ganz früh los, und es kommt die ganze Verwandtschaft.«